

Wie ich katholisch wurde

Ein Stück Menschenschicksal

(Schluß)

Von nun an verließ ich kaum mehr das Haus, sondern saß fast den ganzen Tag auf dem Zimmer und las ein Buch nach dem andern. — Diese neue Beschäftigung gefiel mir sehr.

So verstrichen ungefähr zehn Tage. — Da war ich soeben mit einem neuen Buche fertig und ging die Treppe hinunter, um es zurückzustellen.

Ich begab mich dann in das große Empfangszimmer unten im ersten Stock. Als ich hineinkam, sah ich auf dem runden Tisch, der mitten im Zimmer stand, ein großes Buch liegen. Geschwind ging ich hin und schaute es mir an. Es war nicht nur groß, sondern auch dick und dazu noch prachtvoll ausgestattet. Ich schaute hinein und sah zu meiner freudigen Überraschung, daß es mit wunderschönen Bildern geziert war.

Sofort machte ich es zu, nahm es unter den Arm, eilte aus dem Zimmer und trug es in mein Kämmerlein hinauf.

Ich setzte mich an meinen Tisch und fing sofort mit dem ersten Kapitel an. Es war fesselnd geschrieben, und es waren spannende Geschichten in Menge drin.

Ich las bis zum Abend. Die einzige Unterbrechung waren die Mahlzeiten.

Am folgenden Tag setzte ich die Lesung fort, und am Nachmittag hatte ich schon die Hälfte des großen Buches fertig.

Ich las das Buch im besten Glauben; aber diesmal befand ich mich, ohne es zu wissen, in einer großen Gefahr.

Ich wußte nämlich damals nicht, daß es auch schlechte Bücher geben könne. Ich meinte, alle Bücher müßten gut und ungefährlich sein, da sie ja von den Erwachsenen geschrieben seien. Und die Erwachsenen, meinte ich, müßten doch vernünftig sein.

Kurz, ich ahnte nicht, daß gerade dieses große, schöne Buch mit den herrlichen Bildern und dem spannenden Inhalt ein schlechtes und sehr gefährliches Buch war, ja ein abscheuliches, höchst ungesundes Buch, das mir für mein ganzes Leben einen unermesslichen Schaden hätte zufügen können.

Und nun hatte ich es schon, wie gesagt, bis zur Hälfte gelesen und nichts von dem darin enthaltenen Gift gemerkt. Es hatte mir, Gott sei Dank, bis dahin nicht geschadet.

Das Schlechte und Ungesunde, das darin war, hatte ich zwar gelesen, aber entweder nicht verstanden, oder, wenn ich etwas davon verstanden hatte, fehlte mir das Interesse dafür. Ich gab nur acht auf das Spannende und Fesselnde der Geschichten, die drin standen.

Während ich nun dasaß, ganz in die Lesung des großen Buches versunken, da auf einmal wurde an der Türe meines Zimmers geklopft. . . .

„Herein!“ rief ich, ohne von dem Buche aufzuschauen.

Die Türe ging auf. Und wer kam herein? — Kein geringerer als der Bischof in eigener Person.

Ich sprang vom Stuhle auf und beeilte mich, dem hohen Herrn einen Sitz anzubieten.

Der Bischof blieb aber stehen, schaute mich freundlich an und sagte:

„Ich wollte dir einmal einen kleinen Besuch machen, Nonni. Ich habe nämlich gehört, daß du in der letzten Zeit so außerordentlich fleißig geworden bist. Man sagt mir, daß du fast den ganzen Tag auf deinem Zimmer siehst, immer mit Lesen und Studium beschäftigt. — Das freut mich aber sehr, Nonni. Denn das ist ja ein Musterfleiß. . . Und einen solchen Fleiß muß ich anerkennen und loben.“

„O, Herr Bischof,“ erwiderte ich bescheiden, „das kommt nur daher, weil ich eine so große Leselust habe. Die hatte ich auch zu Hause. Und auch dort habe ich viele Bücher gelesen.“

„Das freut mich aber, Nonni. Diese Leselust hat etwas Gutes. Sie wird dir bei deinen Studien in Frankreich von Nutzen sein. — Auch jetzt bist du ja am Lesen, wie ich sehe.“ — Er deutete dabei nach dem großen Buch, das offen auf dem Tische lag. — „Was ist denn das für ein Buch, mein Kleiner, das du eben jetzt liesest?“

„Es ist ein sehr interessantes Buch, Herr Bischof“, antwortete ich. „Es sind viele spannende Geschichten darin.“

„Aber wie heißt denn das Buch, mein Kleiner Nonni?“

„Das weiß ich nicht, Herr Bischof. Den Titel habe ich mir noch nicht angeschaut. Aber ich will gleich danach sehen.“

Der Bischof lächelte. „So machen es die Knaben“, sagte er leise vor sich hin.

Ich blätterte sofort im Buche nach dem Titelblatt. Als ich es gefunden hatte, hob ich den Prachtband auf, wandte mich zum Bischof, um ihm den Titel vorzulesen.

Es war ein französisches Buch, aber in die dänische Sprache übersezt. Der Titel stand da ganz klein gedruckt auf Französisch, und dann in großen Lettern auf Dänisch. Ich las beide Titel, so gut ich konnte. Sie lauteten:

Les mystères de Paris

par Eugène Sue

Das war der französische. — Der dänische Titel aber lautete:

Pariser Mysterier

ved Eugène Sue

Es waren also die berühmten „Pariser Geheimnisse“ von Eugen Sue

Als der Bischof das hörte, fuhr er heftig auf, schaute mich mit erstaunten Blicken an und brach in die Worte aus:

„Wiel! Die Pariser Geheimnisse! Aber, Kind! Es ist ja ein schlechtes Buch, das du da hast! Ein ganz ungesundes Buch!“

„Das wußte ich nicht, Herr Bischof. Es sind aber sehr interessante Geschichten darin“, stotterte ich entschuldigend, „und nur die lese ich.“

Ohne auf meine Antwort zu achten, fuhr der Bischof ganz aufgereggt fort:

„Aber, Nonni, wer hat dir denn dieses Buch gegeben?“

„Niemand hat es mir gegeben, Herr Bischof.“

„Wiel! Niemand hat es dir gegeben! Aber wo hast du es denn her?“

„Herr Bischof, ich bin drunten im ersten Stock ins Empfangszimmer hineingegangen. Da hat es auf dem Tisch gelegen. Und da habe ich es genommen,

um es hier auf meinem Zimmer zu lesen. Ich wollte es aber gleich nachher wieder zurückbringen, Herr Bischof, wenn ich es gelesen hätte.“

„Wie!“ sagte der Bischof, indem er große Augen machte. „Du hast es aus dem Empfangszimmer genommen! Nimmst du denn jedes Buch, das du da im Haus herum findest und bringst es auf dein Zimmer, um es dort zu lesen?“

„Ja, Herr Bischof, bis jetzt habe ich das getan. Durfte ich das denn nicht?“

„Um Gottes Willen, Kind! Das durftest du nicht tun. Denn es gibt nicht nur gute Bücher, sondern auch schlechte und ungesunde. Und dieses Buch ist eins der schlechtesten.“

Als der Bischof das gesagt hatte, setzte er sich auf den Stuhl, und ich merkte, daß er ganz traurig und voll Sorgen war.

Er saß da einige Augenblicke und schaute sinnend vor sich hin. Da hörte ich ihn auf einmal — ganz leise und wie zu sich selbst sprechend — sagen: „Wie mag doch das schmutzige Buch nur hier ins Haus gekommen sein? Wahrscheinlich hat es ein Besucher im Empfangszimmer liegen lassen.“

Unterdessen stand ich da, ganz verlegen, und wußte zuerst nicht, was ich tun sollte.

Als ich aber merkte, wie traurig der Bischof war, wurde ich von Mitleid ergriffen und dachte bei mir selbst:

„Ich muß etwas tun, um ihn zu trösten.“

Ich hatte nämlich den guten Bischof sehr liebgewonnen. Er war immer so gut gegen mich gewesen. Und jetzt war er so traurig. Und es schien mir, ich sei eigentlich — gewiß ohne es zu wollen — in etwa schuld daran.

„Ich muß unbedingt versuchen, den guten Bischof zu trösten“, wiederholte ich still für mich hin.

Ich wußte aber nicht, wie ich das anstellen sollte. — Doch plötzlich bekam ich einen Einfall:

Ich ging rasch zum Bischof hin, ergriff mit der herzlichsten Teilnahme seine Hand, und in der besten Absicht, ihn wieder froh und munter zu machen, aber ohne meine Worte auch nur einen Augenblick zu überlegen, sagte ich zu ihm:

„Herr Bischof, ich bitte Sie, seien Sie doch nicht traurig meinetwegen. Ich will Ihnen keine Schwierigkeit machen. Im Gegenteil, ich will Ihnen gern in allem gehorchen und alles tun, was Sie nur von mir wünschen sollten.“

Raum hatte ich aber diese Worte gesprochen, da fuhr ich ganz erschreckt zusammen, denn in demselben Augenblick kam es mir klar zum Bewußtsein, daß ich mit diesem — in sich sehr schönen — Versprechen, etwas außerordentlich Unvorsichtiges und für mich Gefährliches gesagt hatte.

Ich wollte ja vor allem meine Freiheit bewahren, auch — und sogar ganz besonders — dem guten Bischof gegenüber. Ich ging ja immer darauf aus, diese meine unabhängige Stellung in seinem Hause aufrechtzuerhalten. Ich wollte mich nicht in eine Lage bringen lassen, in welcher mir irgend etwas gegen meinen Willen aufgezwungen werden könnte.

Und was hatte ich unvorsichtigerweise eben jetzt durch mein Versprechen getan? Ich hatte ja meine ganze Freiheit in die Hände des Bischofs gelegt! Also konnte er mich, wenn er es wollte, sogar in die Volksschule hineinschicken!

Ich war verzweifelt! O ich törichter Junge, was hatte ich da getan! Wie konnte ich so unvernünftig und unüberlegt handeln!

Nun war ich der Traurige und Sorgenvolle. — Ich entfernte mich ein paar Schritte vom Bischof, senkte den Kopf und schaute ganz unglücklich auf den Boden hinunter.

Ich wußte keinen Rat. Auf der einen Seite wollte ich frei bleiben, auf der andern aber durfte ich mein gegebenes Wort nicht brechen. — Ein Versprechen nicht zu halten, das gilt bei uns in Island als eine der größten Gemeinheiten, die ein Mensch begehen kann. Einer, der das tut, gilt als ehrlos.

Kurz, ich war über alle Maßen unglücklich.

Der Bischof aber war getröstet. — Er stand auf, wandte sich freundlich lächelnd zu mir hin und sagte:

„Mein lieber kleiner Nonni, was du mir da gesagt hast, ist etwas sehr Schönes und Edles. Ich danke dir herzlich dafür. Ich weiß nämlich, mein gutes Kind, wie schwer es gerade für dich sein muß, so etwas zu versprechen, weil gerade du so sehr an deiner Freiheit hängst...“

„Wo will er denn hin? — O hätte ich das doch nicht versprochen!“ dachte ich bei mir selbst, während der gute Bischof mich so lobte.

Er aber hörte meine Gedanken nicht, sondern fuhr freundlich fort:

„Also, Nonni, du willst mir in allem gehorchen. Nun gut. Ich will dich gleich beim Wort nehmen.“

„Du guter Gott!“ dachte ich bei mir.

„Ich habe nämlich in der letzten Zeit schon öfters daran gedacht“, fuhr der Bischof fort, „es sei nun bald an der Zeit, daß ich dich in — eine gute Volksschule sende...!“

Starr vor Schrecken stand ich da, ohne auch nur ein Wort hervorbringen zu können...

Der Bischof, der seine Augen nicht von mir ließ, mußte meinen Schrecken gemerkt haben, denn nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Aber, Kind, hast du denn keine Lust, in die Volksschule zu gehen?“

„Herr Bischof“, antwortete ich, „wenn ich ehrlich sein soll, muß ich gestehen, daß ich gar keine Lust dazu habe.“

„Wie, Nonni“, sagte der Bischof erstaunt, „du hast keine Lust, in die Volksschule zu gehen? Aber warum denn?“

Ich erzählte ihm, was ich über die Volksschule gehört hatte: die Kinder seien immer eingesperrt in den engen Schulstuben, und die Lehrer seien immer daran, die Jungen zu prügeln.

„Aber Kind“, tröstete mich der Bischof, „du bist nicht gut unterrichtet. Keine Kinder spielen mehr als gerade die Schulkinder. Sie spielen ja zwischen allen Schulstunden. Dann aber gehen sie in die Schulräume und lernen schöne und nützliche Dinge. — Und, was das Prügeln angeht: ich kann dir versichern, daß du davor keine Furcht zu haben brauchst. Und solltest du doch darüber unruhig sein, so will ich dir versprechen, ja ich gebe dir mein Wort, daß ich dafür sorgen werde, daß kein Lehrer dich auch nur anrühren wird.“

Da war also nichts zu machen. Der Bischof schlug mir alle meine Waffen aus der Hand. Ich mußte mich beugen und in die Volksschule gehen. Das Versprechen des guten Bischofs bezüglich der Prügel beruhigte mich zwar ein wenig, meinen Widerwillen aber gegen die Volksschule konnte es mir doch nicht nehmen.

Traurig versprach ich ihm nach einer längeren Pause und indem ich meine ganze Willenskraft bis zum äußersten anspannte:

„Herr Bischof, da Sie es so sehr wünschen, werde ich also in die Volksschule gehen.“

„Gut, mein Lieber, das erwartete ich von dir“, sagte der Bischof. — „Jetzt bleibt nur die Frage übrig, in welche Schule du gehen sollst. — Es kann nur die Rede von zwei Volksschulen sein. Die eine ist hier ganz in der Nähe unseres Hauses. Das ist unsere größte Volksschule. Dorthin gehen viele gute, frische und muntere Knaben. — Unsere zweite Volksschule ist eine halbe Stunde von hier entfernt. Das ist eine kleine Schule. Es gehen aber dorthin die Kinder der besseren Familien. — Jetzt lasse ich dich ganz frei, Nonni. Du kannst wählen, in welche der beiden Schulen du gehen willst.“

Ich überlegte eine Weile. Dann sagte ich kleinlaut:

„Am liebsten möchte ich in keine der beiden, Herr Bischof. Da es aber doch sein muß, möchte ich Sie bitten, mich morgen in die große Schule hier nahebei anmelden zu wollen und übermorgen in die andere. Dann werde ich Ihnen sagen, welche der beiden ich vorziehe.“

Der Bischof lachte und sagte mir:

„Du bist schlau, Nonni. Ich gehe aber gern auf deinen Wunsch ein: Morgen sollst du in die große Schule gehen und übermorgen in die kleine. — Nachher kommst du zu mir und sagst mir, welche der beiden dir am besten gefällt.“

Am folgenden Tag saß ich als Gast auf einer der hintersten Schulbänke in der großen Schule nebenan. Man nannte sie die Ansgarschule. Der Lehrer hieß Pohl.

Ich gab gut acht auf alles, was in den Unterrichtsstunden vor sich ging. Es gefiel mir gegen Erwarten recht gut dort. Die Knaben waren heiter und munter und sehr freundlich gegen mich. Ebenso der Lehrer.

Zu meiner Freude konnte ich auch feststellen, daß zwischen den Stunden frisch und fröhlich, draußen unter freiem Himmel, gespielt wurde. — Allerdings entdeckte ich auf dem Pulte des Lehrers ein paar dünne Ruten. Ich fragte einen der Jungen, wozu die gebraucht würden. Er lachte und verriet mir, es seien „Spanfkrör“ (Spanische Rohre). — So wurden sie von den Jungen auf Dänisch genannt. — Sie würden, erzählte er weiter, hauptsächlich dazu gebraucht, um die Jungen fleißiger und ordentlicher zu machen. — Das gefiel mir weniger, und der Eindruck, welchen diese „Spanfkrör“ in meiner Erinnerung zurückließen, gehörte nicht zu den lichten.

Am folgenden Tag ging ich in die Schule der vornehmeren Knaben. Sie wurde „König-Knud-Schule“ genannt. Der Direktor hieß Dr. Niehaus. — Auch dort gefiel mir alles gut. — Ich schaute nach auf dem Pulte des Lehrers: es lagen keine „Spanfkrör“ dort. Das war sofort eine gute Note für die König-Knud-Schule. Hier sind die Lehrer wohl besser als in der Ansgarschule, dachte ich.

In einer der Spielpausen wandte ich mich aber zur Sicherheit an einen sehr lebenswürdigen kleinen Jungen, der sich Bravi-Bertini nannte und dessen Eltern aus Italien stammten. Ich fragte ihn, ob es auch in der Schule „Spanfkrör“ gebe.

„Ach ja“, sagte der Kleine, „davon gibt es genug. Sie sind aber alle im Nebenzimmer. Dort wohnt der Direktor.“

„Wozu gebraucht man sie?“ fragte ich weiter.

„Weißt du das denn nicht?“ erwiderte Bravi-Bertini ganz leise, „damit werden die Jungen ab und zu durchgeprügelt.“

Ich sagte nichts darauf. Aber ich beeilte mich, die gute Note, welche die König-Knud-Schule vorher bekommen hatte, gründlich auszuwischen. — Die leidige Unsitte scheint also in allen Volksschulen zu herrschen, stellte ich in meinem stillen Sinn fest.

Als ich nach Hause zum Herrn Bischof zurückkam, ging ich auf sein Zimmer, um ihm meine Eindrücke aus den beiden Schulen mitzuteilen.

„Nun, Nonni“, fing er an, „was sagst du jetzt von unseren Volksschulen?“

„Ich bin in beiden gewesen, Herr Bischof“, berichtete ich ihm.

„Und wie gefiel es dir? Wurdest du denn die ganze Zeit in den Stuben eingesperrt?“

„Nein, Herr Bischof, es wurde zwischen den Schulstunden draußen gespielt.“

„Dakannst du sehen, daß ich recht hatte! Wurdest du aber vielleicht geprügelt?“

„Nein, Herr Bischof. Aber es gibt Spanskrör in beiden Schulen. Und es wurde mir gesagt, daß die Jungen damit geprügelt würden.“

Der Bischof lächelte und erwiderte mir:

„Aber mein lieber Nonni, vergiß nicht, daß ich dir versprochen habe, du würdest nie damit geprügelt werden. Die Spanskrör sind nur da für unartige und faule Jungen. Das bist du doch nicht. Sei also ohne jede Sorge.“

Ich dankte dem Bischof für seine Freundlichkeit und teilte ihm nun mit, daß ich, da ich nun doch in die Volksschule gehen müsse, am liebsten in die König-Knud-Schule gehen würde.

„Gefiel dir die Ansgarschule nicht so gut?“

„O doch, Herr Bischof“, antwortete ich; sie gefiel mir fast besser als die andere. Die Jungen waren so frisch und fröhlich und so lieb gegen mich. Die Lehrer waren auch ebenso freundlich wie in der andern Schule.“

„Aber warum willst du dann lieber in die Knud-Schule gehen?“

„Weil sie weiter weg ist, Herr Bischof.“

„O du kleiner Wildfang!“ lachte der Bischof. „Ich verstehe ganz gut. Auf die Weise hast du jeden Tag Gelegenheit, lange Gänge durch die Stadt zu machen. Das ist wohl der Grund?“

Ich nickte dem Bischof bestätigend zu.

Ich hatte übrigens noch einen Grund, die König-Knud-Schule vorzuziehen; ich hatte nämlich bemerkt, daß die Knaben dort besser gekleidet waren als die in der andern. Das gab der ganzen Schule ein etwas feineres Gepräge. Man merkte auch an ihren Manieren, daß sie aus feineren Familien waren. Ich schämte mich aber, dem Bischof diesen Grund zu sagen.

Zum Schluß sagte der gute Herr:

„Also morgen früh gehst du in die König-Knud-Schule.“

Am folgenden Tag ging ich denn am frühen Morgen mit einigen Schulbüchern in meinem Känzel durch die Straßen Kopenhagens nach der feinen Schule. Ich wurde mit der größten Freundlichkeit aufgenommen. Und es fing nun meine regelmäßige Schulzeit an.

Meine Stellung in dieser Schule war aber eine außergewöhnliche, denn ich war der einzige protestantische Junge dort. Alle meine Kameraden waren Katholiken.

„Wahrscheinlich werden sie mich als einen Keger ansehen und mich vielleicht auch danach behandeln“, hatte ich mir auf dem Weg dorthin gesagt. Und ich machte mich bereit, tapfer für meine religiösen Überzeugungen zu kämpfen, wenn man mich angreifen würde.

Dazu kam es nun aber nicht, denn zu meinem Erstaunen ließen mich alle in dieser Beziehung vollständig in Ruhe, auch sogar, nachdem sie erfahren hatten, daß ich Protestant sei.

Ich fühlte mich also bei meinen Lehrern und unter meinen katholischen Kameraden ganz wohl und wie zu Hause.

Allerdings muß ich gestehen, daß ich in den ersten paar Wochen ganz merkwürdige Erfahrungen machen mußte in dieser rein katholischen Umgebung.

Ich kannte nämlich nichts von den Gebräuchen und Gewohnheiten, welche bei Katholiken zum täglichen Leben gehören. — Darin war ich in dem Grad unwissend, daß alles Derartige mir nicht nur neu, sondern auch vielfach unverständlich vorkam.

Vom katholischen Gottesdienst, Messe und Andachten zum Beispiel, wußte ich rein nichts. Und so kam es, daß ich in den ersten Zeiten mich sehr unbeholfen benahm. Denn alles, was da geschah, war für mich etwas noch nie Dagewesenes. Eine Überraschung folgte der andern.

Ich will hier nur einige wenige der eigentümlichsten Überraschungen anführen.

Schon am zweiten Tag, als ich in die Schule kam, sollte ich etwas Merkwürdiges erleben. Am Tag zuvor war ich etwas zu spät gekommen; ich hatte deshalb am zweiten Tag dafür gesorgt, daß ich ziemlich früh zur Stelle war.

Ich ging in die Schulstube und wartete dort; es waren schon einige Jungen da, und es kamen immer mehr.

Wir sprachen und plauderten zusammen und warteten — wie ich in meiner Unschuld meinte — auf die erste Schulstunde.

Doch, da hatte ich mich geirrt. Denn auf einmal wurde ein Glockenzeichen gegeben. Sofort stellten sich alle Jungen feierlich und in Stillschweigen in Reihen auf und verließen in bester Ordnung das große Klassenzimmer.

Es war mir unmöglich zu begreifen, was das bedeuten sollte. Wir waren doch zur Schule gekommen. Jetzt war es Zeit, mit dem Unterricht zu beginnen — und nun, statt uns auf die Schulbänke zu setzen, wurden wir alle aus dem Schulzimmer hinausgeführt!

„Sollte es denn möglich sein, fragte ich mich verwundert, daß man uns jetzt schon hinaus auf den Spielplatz führt? Es wäre doch merkwürdig, den Unterricht mit einer Spielstunde zu beginnen! Nun, wir wollen sehen.“

Feierlich und immer in Stillschweigen gingen wir die Treppe hinunter. Dann führte man uns über einen Binnenhof, und gleich darauf standen wir vor einer Kirche. Die Türe war offen. Die ganze kleine Schar ging hinein.

„Erstaunlich!“ dachte ich. „Nun bin ich hierhergekommen, um in die Schule zu gehen — und jetzt führt man mich in eine Kirche hinein!“ — War das aber eine Frömmigkeit!

Doch da war nichts zu machen. Und da ich nun einmal zu dieser Schule gehörte, so war wohl das vernünftigste, daß ich mich der Ordnung und den Gebräuchen der Schule fügte.

Ich ging also mit den andern in die Kirche hinein. „Wahrscheinlich wird hier irgend ein katholischer Gottesdienst gehalten werden“, dachte ich.

Ich befand mich so ziemlich unter den Letzten in den Reihen.

Jetzt singen — für mich, den nichts ahnenden Protestanten — die eigentlichen Überraschungen an.

Ich schaute nach allen Seiten hin. Alles kam mir neu und höchst eigenartig vor. Links und rechts in dem Kirchenraum standen eine Reihe von Kirchenbänken, von der Eingangstüre bis zur Kommunionbank. Mitten dazwischen aber führte ein Gang in gerader Linie von der Eingangstüre bis zum Altar hin. Die Knaben gingen durch diesen Mittelgang immer weiter in die Kirche hinein bis an die Kommunionbank.

Jetzt kam aber etwas für mich ganz Unerklärliches: Die Knaben in den vordersten Reihen singen gerade an, nach ihren Plätzen zwischen den Kirchenbänken hineinzugehen; bevor sie aber den Mittelgang verließen, strauchelten sie und fielen — der eine nach dem andern — auf den Boden! Erst als sie sich wieder erhoben hatten, gingen sie nach ihren Plätzen!

Ich war höchst verwundert und stellte mich auf die Fußspitzen, um besser zu sehen, was das eigentlich sein könne. Ich hatte mich nicht getäuscht, alle Knaben fielen wirklich, der eine nach dem andern, auf den Boden, erhoben sich und gingen dann erst an ihre Plätze!

Nicht nur erstaunt, sondern auch sehr verlegen schaute ich zu, denn jetzt kam ja bald die Reihe an mich.

Das Ganze war ja nichts anderes als eine Kniebeugung, welche alle Katholiken vor dem Sakrament im Tabernakel immer machen, wenn sie in ihre Kirchen hineinkommen. Mir war das aber völlig unbekannt.

Als die Reihe an mich kam, versuchte ich wie die andern zu tun. Es ging aber schief. Denn ich meinte, man müsse beide Kniee auf einmal beugen. Als ich es versuchte, fiel ich wirklich auf den Boden. Doch ich erhob mich rasch und ging nach meinem Platz.

Ich setzte mich sofort auf die Sitzbank und kreuzte die Arme vor der Brust. — Ein paar der Jungen warfen mir einen verwunderten Blick zu. Erst dann merkte ich, daß ich der einzige war, der sich gesetzt hatte. Alle knieten auf ganz niedrigen kleinen Kniebänken rund um mich herum.

Sofort und wieder verschämt suchte ich auch hierin die andern nachzuahmen: ich ließ mich vorsichtig auf die kleine Kniebank gerade vor mir hinunterrutschen. — So kniete ich zum ersten Mal in meinem Leben und suchte mich — in dieser für mich sehr unbequemen Stellung — ruhig zu halten. Das war aber ein schwieriges Bemühen, denn meine Kniee schmerzten mich sehr, und ich mußte mich auf die Lehne der vorderen Bank mit den Ellenbogen stark anlehnen.

So hielt ich mich da und wartete.

„Was wird nun wohl jetzt kommen?“ fragte ich mich.

Ich schaute nach dem Altar hin. Es brannten Lichter darauf. — „Hier wird sicher eine Andacht gehalten werden“, sagte ich mir. „Wahrscheinlich wird das eine katholische Messe sein“, dachte ich weiter. „Und da wird wohl viel mit

Glocken und Schellen geläutet werden.“ — Voll Spannung wartete ich auf die Dinge, die da kommen würden....

Lange brauchte ich nicht zu warten, denn sehr bald geschah wieder etwas, das meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Eine Seitentür in der Wand rechts vom Altar wurde geöffnet, und aus derselben streckte sich eine kleine Hand — der Wand entlang. Gerade dort hing eine Schnur die Wand herunter. Die Hand griff nach ihr und zog daran.... Sofort ertönte durch den ganzen Kirchenraum ein silberheller Glockenklang....

„Wahrhaftig! Jetzt fängt das Läuten an!“ dachte ich bei mir selbst.

Ich bekam aber keine Zeit, weiter darüber nachzudenken; denn gleich darauf kam wieder etwas ganz Neues und Seltenes:

Aus der Türöffnung traten langsam und feierlich zwei kleine rotweiße Gestalten heraus! Es mußten, wie mir schien, zwei kleine Mädchen sein. Denn sie hatten beide prachtvolle Mädchenkleider an.

Ich machte große Augen und streckte mich aus der knieenden Stellung fast ganz in die Höhe.

Ich sah jetzt deutlich, daß die zwei, die mir Mädchen zu sein schienen, nun doch ganz bestimmt Knabenköpfe hatten.

Es mußten also doch wohl Knaben sein — aber in Mädchenkleidung! — Unbegreiflich!

Auf dem Kopfe hatten sie rote, runde Käppchen oder Kalotten. Ihr Hauptkleid aber bestand in einem purpurroten Rock, der bis zu den Füßen hinunterhing. Über dem roten Rock trugen sie aber ein Kleidungsstück, das man sonst immer innerst — unter den Kleidern — zu tragen pflegt. Es waren blendend weiße, prachtvolle Hemdchen!

Wie war das doch alles seltsam und sonderbar!

Die beiden kleinen Gestalten hielten die Hände vor der Brust gefaltet und bewegten sich langsam vorwärts. — Hinter ihnen kam plötzlich aus der Türöffnung heraus ein großer, älterer Mann. Seine Gewänder schienen überaus kostbar zu sein. Sie schimmerten in vielen Farben: Rot und Weiß, Silber und Gold.

In den Händen trug er etwas Geheimnisvolles. Es war mit einem rotgoldenen Tuche bedeckt, und es war mir nicht möglich zu erraten, was es sein könne.

Daß aber dieser Mann ein katholischer Priester sein müsse, davon war ich fest überzeugt.

Die zwei Kleinen, von dem Priester gefolgt, schritten voran bis mitten vor dem Altar. Hier angekommen, fielen sie alle drei auf den Boden, erhoben sich aber gleich wieder, und nun stieg der Priester die Altarstufen hinauf....

Mit weitaufgerissenen Augen betrachtete ich unentwegt alles, was da geschah.

Oben am Altar machte der Priester einige Bewegungen, ordnete einige Sachen, ging dann wieder hinunter und stellte sich vor der untersten Stufe mitten zwischen die beiden kleinen roten Knaben. — Dann fing er an, laut mit diesen zusammen zu sprechen, und die Knaben antworteten ihm beide auf einmal.

Dieses Gespräch dauerte eine Zeit lang. Ich horchte und horchte, konnte aber von dem, was sie sich einander sagten, auch nicht das Geringste verstehen.

Als sie mit ihrem Gespräch fertig geworden waren, ging der Priester wieder die Altarstufen hinauf. Er bewegte sich dann langsam nach rechts. Da lag auf dem Altar ein großes, dickes Buch. Der Priester stellte sich dort auf und fing — aus diesem Buch — laut zu lesen an. Diese Lesung dauerte einige Minuten. Ich horchte und horchte, konnte aber von der Lesung auch wieder nicht das Geringste verstehen.

Jetzt aber kam wieder eine neue gewaltige Überraschung: es standen auf einmal die beiden kleinen roten Jungen auf. Dann marschirt der eine von ihnen bestimmt und selbstbewußt nach rechts und stellt sich dort neben dem Priester auf, und zwar ohne gerufen zu werden!

Ich schaute gespannt und dachte: „Was fängt nun wohl aber der an?“

Doch ich brauchte nicht lange zu warten, denn mit einem Mal faßt der Kleine ganz eigenmächtig das große, schwere Buch und reißt es, mir nichts dir nichts, von dem Priester weg!

Ich war verblüfft. „Welch eine Frechheit!“ dachte ich. „Denn jetzt hat der Priester kein Buch mehr!“

Der Junge aber tat, wie wenn nichts wäre. Er trug mit Anstrengung aller seiner Kräfte die schwere Last hinunter und schleppte den riesigen Band bis nach der andern Seite des Altares hin. Dort stellte er ihn auf den Altartisch hinauf.

Ich konnte meinen Augen kaum trauen, und ich fragte mich, was der Priester jetzt wohl anfangen werde — denn seine Lesung konnte er ja nicht mehr fortsetzen. Doch zu meiner Beruhigung schien er die Sache sehr gelassen hinzunehmen. Er war sogar gutmütig genug, sich nach der linken Seite des Altars zu verfügen und seine Lesung dort fortzusetzen.

Ich aber dachte noch eine Weile darüber nach und zerbrach mir den Kopf darüber, warum der kleine Junge das wohl getan habe. — Schließlich meinte ich den Grund gefunden zu haben: Es war nämlich an der Seite, nach welcher der Junge das Buch getragen hatte, ein kleines Fenster. Wahrscheinlich wollte er dem Priester etwas mehr Licht verschaffen, damit er besser lesen könne.

So ging es nun mit dem Gottesdienst weiter, ungefähr eine halbe Stunde lang. — Und so ging es jeden Tag. Die Jungen sagten mir, man nenne das Schulmesse. Ich wohnte täglich dieser Schulmesse bei, indem ich diese ersten Tage nichts anderes tat, als nur immerfort beobachten, was da am Altare vor sich ging.

Zum Gebet fand ich vorläufig keine Zeit, denn es war da so vieles — für mich Unverständliches — zu schauen. Nach einigen wenigen Tagen jedoch fiel es mir zum ersten Mal ein, nachzusehen, was eigentlich meine kleinen Mitschüler während der Messe trieben.

Da wurde ich gewahr, daß jeder von ihnen ein kleines Buch in den Händen hatte, und fast alle lasen fleißig darin. Nach der Messe fragte ich den Jungen, der neben mir in den Reihen ging, was denn das für Bücher seien, in denen die Knaben während der Messe so fleißig lasen. Die Antwort, die ich bekam, war nicht sehr gnädig. Er sagte: „Wie! Weißt du das nicht einmal? Das sind ja Gebetbücher. Wenn man in die Messe geht, so tut man

das doch, um zu beten. Deshalb nehmen wir unsere Gebetbücher mit. Man geht doch nicht in die Messe, um da zu sitzen, zu stehen und herumzuglogen.“

Ich merkte wohl, daß die Schlußbemerkung auf mich gemünzt war, und ich schämte mich nicht wenig darüber. Wenn ich gerade nicht in der Messe immer herumglogte, so mußte ich doch zugeben, daß ich kaum was anderes tat, als immer auf den Priester und auf seine beiden eigentümlichen roten Trabanten zu schauen.

Ich faßte daher sofort den Entschluß, mir ein Gebetbuch zu verschaffen, um darin, wie die andern, während der Messe zu lesen. — Am demselben Tage ging ich deshalb in eine große Buchhandlung und kaufte mir das dickste katholische Gebetbuch, welches dort zu haben war.

Am andern Morgen trug ich es unter dem Arm, als wir in die Messe geführt wurden. Jetzt konnte ich genau wie die andern tun und würde nicht mehr wegen meines Herumschauens auffallen.

Ich nahm mir vor, das ganze katholische Gebetbuch durchzulesen und durchzubeten, vom Anfang bis zum Ende.

Ich tat es auch, fing mit dem Vorwort an und las dann und betete alles durch, was da im großen Buche stand.

Ich verband damit auch den Zweck, mir einmal genau zu merken, was die Katholiken glaubten und beteten. Ich war überzeugt, daß ich dort allerlei Interessantes finden würde. Besonders war ich darauf gefaßt, abergläubische Merkwürdigkeiten darin zu finden. Denn daß die Katholiken abergläubisch seien, das hatte ich oft von meinen protestantischen Kameraden in Island gehört.

Aber merkwürdig! In diesem katholischen Gebetbuch fand ich nichts Derartiges. Alles, was ich da las, gefiel mir sehr gut, ob es Gebete waren oder auch heilsame Lebensregeln und Ratsschläge. In dieser Beziehung wurde ich also vollständig enttäuscht.

Da ich aber alles durchbetete, was da an Gebeten stand, konnten zuweilen sonderbare Dinge in dieser meiner Andachtsstunde vorkommen: so betete ich zum Beispiel einmal ganz fromm und erbaulich, weil es nun gerade an die Reihe kam, das „Gebet einer Wittve für ihren verstorbenen Mann“.

Doch daran störte ich mich wenig. Ich wollte ja das ganze Gebetbuch kennen lernen, und da mußte ich ja alles durchnehmen. Ubrigens merkte ich mir mit Freuden viele gute und nützliche Lehren aus meinem großen katholischen Buche. —

In der Schule ging es mir sehr gut, und das Leben und Treiben dort gefiel mir mit jedem Tag besser, denn in den Schulstunden wurde eifrig gelernt und in den Spielpausen ebenso eifrig — wenn nicht eifriger — gespielt, gelacht und allerlei Lustiges getrieben.

Nachdem ich dort ein paar Wochen gewesen war, kam eines Tages der Schuldirektor zu mir mit einem Buch in der Hand.

„Es ist ein Schulbuch“, sagte er, „willst du es haben?“

„Was ist drin?“ fragte ich.

„Die ganze katholische Religion ist drin“, erwiderte er.

„O dann möchte ich es haben“, gab ich eifrig zur Antwort.

Er gab es mir sofort. Ich schaute nach. Es war der katholische Katechismus von Deharbe, in die dänische Sprache übersetzt.

Ich freute mich sehr, das Buch bekommen zu haben; denn aus diesem Katechismus konnte ich noch viel besser erfahren, was die Katholiken lehrten und glaubten, als aus dem noch so dicken Gebetbuche. Darin mußte ja alles stehen, denn die ganze katholische Religion war darin, hatte der Direktor gesagt.

Ich werde wohl alles darin finden, sagte ich mir, was ich in Island über die Anbetung des Papstes und der Jungfrau Maria bei den Katholiken gehört habe. In diesem Katechismus wird wohl auch nichts aus der Heiligen Schrift zu finden sein. In der katholischen Kirche sollte die Bibel unbekannt sein. So war mir ja auch dort gesagt worden.

Ich nahm mir daher vor, das Buch gründlich durchzustudieren. Das konnte ich zu Hause an den freien Nachmittagen in aller Ruhe tun.

Ich tat es auch. Ich las diesen katholischen Katechismus mit wahrem Heißhunger, ja mit einer Spannung, wie man eine fesselnde Erzählung liest.

Aber, merkwürdig! Von den weniger schönen Dingen, die ich in meiner Heimat über die katholische Religion und die katholischen Gebräuche gehört hatte, stand nichts da. — Ich war erstaunt.

Die Katholiken sollten die Bibel nicht kennen. Aber gleich an den ersten Seiten des katholischen Katechismus standen eine Menge Texte aus der Heiligen Schrift da, um das, was im Buche gelehrt wurde, zu beweisen.

Und so ging es im ganzen Katechismus weiter. Alles wurde bewiesen durch Stellen aus der Heiligen Schrift! — War das aber eine Überraschung für mich, den kleinen überzeugten Protestanten!

Der ganze Katechismus gefiel mir ausgezeichnet. Ich fand nichts als Schönes, Gutes und Erbauliches darin.

Ich las das Buch mehrmals durch mit größtem Interesse und konnte es schließlich teilweise auswendig.

Durch dieses Studium war mein Interesse für die katholische Religion mit einem Male geweckt. Ich fühlte ein immer größeres Verlangen, etwas mehr darüber zu wissen.

Und so ging ich denn zum Bischof und bat ihn, mir das eine oder andere schöne Buch über die katholische Religion leihen zu wollen.

Er fragte mich, wie ich dazu gekommen sei, einen solchen Wunsch zu haben. Ich erzählte es ihm und fügte hinzu, ich kenne jetzt die katholische Religion aus dem Katechismus schon ziemlich gut. Ich möchte aber doch noch ein wenig mehr wissen.

Er stellte mir einige Fragen und wunderte sich, wie gut ich auf diesem Gebiete bewandert war.

Er ließ mir dann nach und nach einige katholische Bücher, die ich mit glühendem Eifer las.

Das erste war das liebliche Buch „Philothea“ des frommen und gelehrten Bischofs Franz von Sales. Ich war davon geradezu entzückt.

Das zweite Buch war etwas größer. Es hieß: „Die Schönheit der katholischen Kirche“ und war geschrieben von einem frommen deutschen Gelehrten, der Dr. Rippel hieß. Auch das machte einen tiefen Eindruck auf mich.

Dann kamen weitere schöne katholische Werke an die Reihe, unter andern einige Auszüge aus einem wundervollen Buche, das gerade damals in die

dänische Sprache übersezt wurde und, wie es schien, noch nicht vollständig gedruckt war. Es hieß: „Nachfolge Christi“ von Thomas von Kempen.

Alle diese Bücher, besonders aber das letzte, ließen tiefe, unauslöschliche Eindrücke in meiner Seele zurück.

Ich schrieb bald an meine liebe, protestantische Mutter und dankte ihr dafür, daß sie mir schriftlich ihre Einwilligung, in die katholische Kirche einzutreten, mitgegeben hatte. Ich theilte ihr dann auch mit, daß ich jetzt vorhabe, diesen Schritt zu tun.

Ich bat sie auch, unsern Freund, den guten protestantischen Pastor Magnusson von mir zu grüßen und ihm zu sagen, er habe recht gehabt, als er mir vor meiner Abreise vorausgesagt habe, ich würde sicher katholisch werden.

Kurz darauf machte ich den letzten Schritt. Ich ging zum Bischof und bat ihn, mich in die katholische Kirche aufzunehmen.

Er fragte mich, ob in seinem Hause jemand mich zu diesem Schritt aufgefordert habe. Ich konnte ihm in aller Wahrheit entgegen, daß niemand mir auch nur mit einem Worte diesen Rat gegeben habe. Mein Entschluß komme einzig und allein von mir selber.

Der Bischof übergab mich darauf in die Hände seines jungen Kaplans, Herrn Dieffel, eines kindlich frommen und liebenswürdigen Menschen, und trug ihm auf, mich auf diese ernste Handlung vorzubereiten.

Diese Vorbereitung dauerte nicht lange, denn Herr Kaplan Dieffel merkte bald, daß ich im katholischen Katechismus ziemlich gut zu Hause war.

Es kam also bald der große Tag, an dem ich vom Herrn Bischof selbst in der St. Ansgarkirche zu Kopenhagen feierlich in die große, uralte Mutterkirche aufgenommen wurde.

Diesen wichtigen Schritt, den ich heute vor etwas mehr als sechzig Jahren getan habe, habe ich nie bereut. Meine Mutter und unser Freund, Herr Pastor Magnusson, wünschten mir Glück dazu.

Meine Beziehungen zu meinen protestantischen Freunden und Verwandten haben dadurch nicht den geringsten Schaden gelitten. Auch meine Frische und meine jugendliche Abenteuerlust sind durch diesen Religionswechsel nicht geringer geworden.

* * *

Kurz nach meiner Aufnahme in die katholische Kirche verließ ich Dänemark, um meine — ein Jahr lang unterbrochene — Reise nach Frankreich fortzusetzen.

Vor meiner Abreise kaufte ich mir in Kopenhagen ein seidenes Halstüchlein in den französischen Farben: blau-rot-weiß, um, wie ich meinte, weniger dort im Lande aufzufallen. — Der Bischof lachte, als er mein Halstuch sah, und bemerkte, ich wolle dadurch wohl die Franzosen für mich gewinnen. Man könne das eine *captatio benevolentiae* nennen. — Diese Worte verstand ich nicht, meinte aber, der Bischof habe damit sagen wollen, das Halstuch stehe mir gut.

Ein dänischer Dampfer brachte mich von Kopenhagen nach der französischen Hafenstadt Dünkirchen an der Nordküste Frankreichs.

Von hier sollte ich mit der Eisenbahn quer durch ganz Frankreich bis nach Avignon fahren. Aber da die Reise von Kopenhagen bis Avignon lang, und ich an das heiße Klima der südlichen Länder nicht gewöhnt war, hatte der französische Graf gewünscht, ich solle in der Stadt Amiens, nördlich von Paris, eine Unterbrechung meiner Reise machen und mich dort eine Zeit lang in einer großen Unterrichts- und Erziehungsanstalt ausruhen.

Meine Ankunft in Amiens war schon von dem Grafen angemeldet, und so wurde ich auf das herzlichste von dem Direktor und den Professoren des großen Kollegiums aufgenommen. Auch die jungen französischen Schüler waren gegen mich die Liebenswürdigkeit selbst. Dort war ich also aufs beste, ja geradezu glänzend aufgehoben.

Diese Anstalt war auch eine der bedeutendsten dieser Art in ganz Frankreich. — Sie hieß *École libre de la Providence* und wurde gewöhnlich *Collège de la Providence* oder auch nur *La Providence* genannt.

Dort studierten die Söhne der vornehmeren französischen Familien und des Adels. Danach war auch alles eingerichtet: großzügig, vornehm und fein in jeder Beziehung.

Die ersten Tage dort waren wirkliche Fest- und Feiertage für mich, fast zu schön und zu angenehm.

Ich wurde sofort der Günstling meiner ganzen Umgebung, selbstverständlich nicht wegen irgend welcher persönlicher Eigenschaften oder Vorzüge, sondern einzig und allein, weil ich so weit herkam. Je unbekannter meine liebe Heimatinsel Island war, desto seltener und erstaunlicher mußte die Erscheinung eines kleinen Jungen aus einem so fernen Lande auf meine südländische Umgebung wirken.

Ein Isländer! Aber ein echter, leibhaftiger, wahrer und wirklicher kleiner Isländer! Das war etwas hier gänzlich Neues, nie Dagewesenes.

Wäre ich ein Eskimo oder ein Lappländer gewesen, ein Chinese oder ein Feuerländer. Gewiß, selten genug. Aber doch nicht so ganz unglaublich. Denn solche Menschen wurden doch ab und zu genannt. — Aber ein Isländer! Was konnte das wohl sein? Das war das Geheimnisvolle und Unbekannte.

Und dieses kleine noch lebende Exemplar, das von einem fast unbekannten Volke stammte, welches — wie die meisten meinten — ganz oben am Nordpol wohnte, in ewiger Nacht, von der übrigen Welt abgeschlossen, mitten im Eismeer, umgeben von schwimmenden Eisbergen. ... Du großer Gott! Wie mochte wohl dieser kleine Isländer aussehen, der bis zu uns hier im sonnigen Süden verschlagen worden ist!

Ich glaube, dies waren so ziemlich — mir gegenüber — die Gedanken meiner vornehmen, liebenswürdigen und heißblütigen Umgebung während der ersten Zeiten meines Aufenthaltes in der glänzenden *École libre de la Providence*.

Überall, wo ich hinkam, wurde ich angestaunt, umringt und mit tausend Fragen bestürmt, von welchen ich auch nicht eine einzige verstehen konnte. — Aber das alles geschah nicht plump und schwerfällig, sondern frisch-fröhlich und liebenswürdig, nach der leichten, feinen Art der höflich gewandten Südländer.

Wenn ich, wie es so oft geschah, auf dem Spielplatze von fröhlich lachenden kleinen französischen Jungen umringt und wieder mit allerlei für mich

unverständlichen Fragen bestürmt wurde, da begnügte ich mich gewöhnlich, ihnen allen freundlich-heiter zuzunicken und zuzulächeln und, da ich doch nichts sagen konnte, gelegentlich zur Abwechslung dem einen oder dem andern dieser meiner neuartigen jungen Freunde einen kleinen freundschaftlichen Klaps zu geben, wenn er mir zu nahe kam, oder auch plötzlich einem andern beide Hände zu fassen und ihn, fröhlich spielend, im Kreise herumzuschwingen. — Das waren meine Antworten.

Das gefiel den muntern kleinen Südländern nicht schlecht. — So kam ich sehr gut mit ihnen aus.

In den ersten Tagen mußte ich auch, unter Führung des Herrn Direktors selber, manche Besuche machen draußen in der Stadt bei vornehmen Familien. Ich ahnte damals nicht, warum. Erst später verstand ich es. Diese Familien sollten auch den Genuß haben, die seltene exotische Pflanze, die plötzlich in die Anstalt hereingeweht war, mit eigenen Augen zu schauen.

Natürlich wurde ich auch da mit einer Freundlichkeit sondergleichen empfangen und behandelt. Und immer kam ich zurück mit den Taschen voll von Zuckersachen und allerlei derartigen guten Dingen, was mir dann die Freude verschaffte, das meiste davon unter meine kleinen Kameraden in der Providence zu verteilen. Das hatte nun freilich zur Folge, daß auch sie dann, mit einer erstaunlichen Freigebigkeit, mir von ihren Schätzen Geschenke machten.

Kurz, l'École libre de la Providence, mein vorläufiges Heim in Frankreich, wurde immer mehr und mehr für mich ein kleines irdisches Paradies.

Alles gefiel mir dort, nicht nur wegen der Liebenswürdigkeiten und Freundlichkeiten der ersten Tage, sondern auch noch aus ernsteren und besseren Gründen: z. B. wegen der Güte und Frömmigkeit all dieser Menschen, der jungen wie der alten. Dann wegen der erstklassigen Einrichtungen überall herum in der gewaltig großen Anstalt. Auch wegen der peinlichen Ordnung, die dort herrschte. Wegen der Frische und Fröhlichkeit unter den vielen Knaben und des feinen, vornehmen Tones, der überall wahrzunehmen war.

Die Anstalt besaß ein schönes Theater, ein Gebäude für sich, mitten unter den übrigen Häusern, aus welchen sie bestand. — Es war so groß, daß oben auf den Galerien, die rund um den ganzen innern Raum liefen, Platz genug war für die fünf- bis sechshundert Zöglinge. Unten, im Parterre, waren alle Plätze für die eingeladenen Gäste bestimmt.

Auch war ich nicht wenig erstaunt, als ich eines Tages aufs Land geführt wurde und plötzlich in ein schönes idyllisches Schloß hineintrat, das von einem riesigen Park umgeben war. — Mitten durch den Park nahm der bekannte Fluß La Somme seinen Weg.

Dieses Schloß war das Landhaus des Gymnasiums de la Providence. Dahin gingen jede Woche alle Zöglinge, um dort zu spielen und ihr Mittagessen einzunehmen.

Auch gab es dort, an den Ufern der Somme, erstklassige Badeeinrichtungen für die Zöglinge.

Genug, ich beeilte mich, an meine liebe Mutter droben in Island einen Brief zu schreiben, in welchem ich ihr auf meine Weise von den Wundern und Herrlichkeiten erzählte, die mich in dieser neuen Zauberwelt umgaben. — Ich fügte noch hinzu, es fehle mir nur noch eins, und das sei mein liebes

Brüderchen, der kleine Manni. Ihn sollte sie zu mir schicken, damit wir hier in Frankreich zusammenleben könnten wie früher in Island.

Inzwischen fuhr ich fort, in der königlichen Anstalt, mit meinen Bestrebungen, mich an meine neue Umgebung anzugewöhnen, sowie auch an das Klima und die neuen Gebräuche. Besonders gab ich mir große Mühe, die Sprache des Landes zu lernen. Meine heitern kleinen Kameraden halfen mir eifrig dabei, so daß ich mit jedem Tag beträchtliche Fortschritte machte.

Nach einiger Zeit fing ich aber an, etwas besorgt zu werden. Denn es vergingen nicht nur Tage, sondern die eine Woche nach der andern verstrich, ohne daß von meiner Weiterreise nach dem Süden auch nur ein Wort gesprochen wurde.

So glücklich ich mich auch in dieser herrlichen Umgebung fühlte, konnte ich doch nicht das Endziel meiner Reise vergessen, das prächtige Avignon im sonnigen Süden, und den vornehmen Grafen, der dort auf mich wartete.

Ich ging deshalb schließlich zu dem Direktor der Anstalt, um ihn zu fragen, wann ich meine Reise fortsetzen sollte.

Wegen der Sprache war es mir natürlich nicht leicht, mich mit ihm zu verständigen. Es ging aber doch einigermaßen, denn in diesen ersten Wochen meines Aufenthaltes in Amiens hatte ich schon, wie gesagt, viele französische Ausdrücke gelernt. Dazu kam, daß ein elsässischer Junge, der dort studierte, und der gut Deutsch konnte, mir als Dolmetscher half. — Etwas Deutsch hatte ich ja selber in der Schule in Kopenhagen gelernt.

Als der Direktor meine Frage verstanden hatte, fragte er mich sehr freundlich, ob ich denn wirklich seine schöne Anstalt verlassen wolle, und ob mir hier vielleicht etwas nicht gefalle.

Ich erwiderte, ich sei hier sehr glücklich, alles gefalle mir ausgezeichnet, und ich würde auch ganz gern noch länger bleiben.... — Aber, ich solle ja doch nach Avignon, und der Graf warte doch auf mich.

„Richtig! Du willst ja nach Avignon. — Aber, hast du auch daran gedacht, wie warm es in Avignon ist? Ich fürchte, du wirst die Wärme dort nicht leicht aushalten können.“

„Aber wie warm ist es in Avignon? Ist es viel wärmer als hier?“ fragte ich.

„Ich sehe, du kennst die Wärme in Avignon nicht, Nonni. In Avignon ist es so warm, daß selbst wir Nordfranzosen die dortige Wärme kaum ertragen können. Wenn wir uns in Avignon ein wenig aufhalten müssen, da sind wir Tag und Nacht in Schweiß gebadet.“

Ich wurde bedenklich und wußte zuerst nicht recht, was ich machen sollte.

Der Direktor aber fuhr fort: „Ich fürchte in der That, daß es dir schwer sein wird, diese Wärme zu ertragen. Ich will dir deshalb einen Vorschlag machen: Bleibe bei uns und mache deine Studien hier. Der Graf will dich ja studieren lassen. Er kennt unsere Anstalt gut und hat sie gern. Er wird nichts dagegen haben, daß du deine Studien bei uns machst. Ich werde übrigens, wenn du meinen Vorschlag annimmst, die ganze Sache mit ihm abmachen.“

Ich wurde zwar durch diese Worte etwas überrascht, fand den Vorschlag aber vernünftig und nahm ihn an.

Sofort setzte sich der Direktor mit dem Grafen in Verbindung. Auch dieser — nachdem er einige Einwendungen gemacht hatte — ging schließlich auf die Sache ein. Und so kam es, daß ich, statt einige Tage nur in dem Kollegium de la Providence zu verweilen, volle acht Jahre dort verblieb und in dieser herrlichen Anstalt meine literarischen Studien begann und vollendete. Nie habe ich einen Anlaß gehabt, diesen Entschluß zu bereuen, denn immer war ich überaus glücklich dort.

Das Staunen über den fremden Ankömmling, die überschwenglichen Freundlichkeiten, kurz, die Honigtage und die Glitterwochen der ersten Zeit hörten naturgemäß bald auf. — Statt dessen kamen die ernstesten Arbeiten des Schuljahres. Da mußte stramm studiert und eine strenge, aber gesunde Hausordnung beobachtet werden. Und ich kann es in aller Wahrheit sagen: das gefiel mir noch besser als die großen Annehmlichkeiten der ersten Tage.

Trotz aller Zucht und Strenge wurde aber auch aufs beste in jeder Beziehung für uns kleine Studentchen gesorgt. Auch edle künstlerische Genüsse wurden uns ab und zu gewährt.

So wurden uns zuweilen von berühmten Künstlern Konzerte gegeben. Auch ließ man ein seltenes Mal von Paris her bekannte Schauspieler aus den großen Theatern kommen, wie z. B. die beiden berühmten Brüder Coquelin aus dem Théâtre Français. Sie führten dann einen ganzen Nachmittag in unserem Theater klassische Stücke auf.

Da ich mich in der Providence so wohl fühlte, bekam ich bald, wie ich schon bemerkt habe, ein heftiges Verlangen nach meinem lieben kleinen Bruder Manni. Ich wollte, er solle zu mir kommen und desselben Glückes theilhaftig werden wie ich.

Wie sollte ich aber diesen Plan verwirklichen? Es war ja ein großes Unternehmen, welches mein Vermögen weit überstieg.

Ich dachte lange Zeit über die Sache nach, konnte aber zuerst keinen Ausweg finden. — Da aber auf einmal kam mir ein guter Gedanke. Ich sagte mir: „Es gibt nur ein Mittel, um das zu erlangen, und das ist das große Mittel, welches mir meine Mutter in Jsland gelehrt hat: nämlich Gott so lang darum zu bitten, bis er es mir gewährt.“

Ich fing gleich an: jeden Abend vor dem Einschlafen wandte ich mich an Gott mit der Bitte: „Lieber Gott, laß doch den kleinen Manni zu mir kommen.“

Mit diesem kurzen täglichen Gebet fuhr ich fort und habe es zwei Jahre lang Gott vorge tragen.

Da kam auch plötzlich die Erhörung — wie ein Blig aus heiterem Himmel — genau so wie damals in Jsland.

Eines schönen Tages kam der kleine Manni den langen Weg von Jsland über England nach der schönen Anstalt in Amiens, um von nun an bei mir zu bleiben und mit mir zu studieren.

Ohne daß ich etwas davon wußte, und während ich jeden Abend mein kurzes Gebet zu Gott aufsteigen ließ, war diese wichtige Angelegenheit zwischen meiner Mutter und dem Grafen vereinbart worden.

Im Vertrauen auf Gott nahm meine Mutter das neue Anerbieten des vornehmen Herrn an.

Manni war zwar ihr liebstes Kind und noch im zarten Alter. Trotzdem ließ sie es zu, daß er sie auf immer verlasse — weil sie in dieser Sache auf seinen Vorteil, nicht aber auf ihre eigene Annehmlichkeit achtete.

Sie empfahl ihren kleinen Liebling dem Kapitän eines dänischen Kriegsschiffes. Dieser brachte ihn nach England. Dort empfahl er ihn dem Kapitän eines englischen Schiffes, das nach Frankreich fahren sollte. So kam er mit den Engländern nach Dünkirchen. Dort übergab der englische Kapitän das Kind in die Hände einer katholischen Ordensschwester, die mit der Eisenbahn nach Amiens reiste.

Auf diese Weise kam mein lieber kleiner Bruder Manni zu mir in die École libre de la Providence.

Seine plötzliche Ankunft freute mich über alle Maßen. Ich wunderte mich aber nicht darüber, denn ich hatte ja Gott zwei Jahre lang darum gebeten, und ich wußte, daß er solche beharrliche Gebete immer erhöhe.

Was nun weiter mit uns beiden geschah, das werde ich später in einem eigenen Buch erzählen.

Es sei genug, hier im allgemeinen noch zu bemerken, daß wir uns beide in unserer neuen Umgebung immer glücklich fühlten.

Ich kann noch zum Schluß hinzufügen, daß die Voraussage, welche meine Mutter mir beim Abschied mehrere Male wiederholte, voll und ganz in Erfüllung gegangen ist.

„Wenn du nur die Versprechungen, die ich von dir gewünscht habe und die du mir gemacht hast, treulich hältst“, hatte sie mir damals gesagt. „dann wird deine Mutter nicht die geringste Sorge um dich haben, weil Gott dir dann immer und in allen Dingen zur Seite stehen wird, und weil du folglich immer glücklich sein wirst.“

Das war der Hauptinhalt und der Sinn ihrer damaligen Abschiedsworte und letzten Ermahnungen an mich.

Alles das ist in wundervoller Weise in Erfüllung gegangen — bis zum heutigen Tag.

Auch das Mittel, welches sie mir damals in die Hand gab, um alles von Gott zu erlangen, das anhaltende Gebet nämlich, auch das hat sich bis zum heutigen Tag immer als ein wirksames, ja als ein unfehlbares bewährt.

Jón Svensson S. J.